

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Mittwoch, 2. November

1932.

Im **Zick-Zack**

durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine unangenehme Geschichte für den armen Bürgli. Er hatte, natürlich nur aus Freundschaft für Madame Marlier, sich bei der Firma Pouillet-Varet in Dijon mit einigen hunderttausend Franken beteiligt. Das Geschäft ging ja auch ganz gut, aber da war die Filiale in Mailand, an sich schon ein verfehlter Gedanke, denn gerade in bezug auf feinere Herrenwäsche war die Konkurrenz mit Italien nicht leicht, und nun stellten sich auch noch große Betrügereien und Unterschleife der dortigen Leiterin heraus. Madame Marlier war in Verzweiflung, es war aber nur natürlich, daß sie ihren Freund Bürgli ins Vertrauen zog, und diese rührende Anhänglichkeit traf ihn sowohl auf der Gefühlsseite wie mitten in seine Geldtasche. Zuvörderst mußte in Mailand kurzer Prozeß gemacht werden, zu retten war da freilich nichts mehr, man mußte einfach die Bude schließen, doch damit waren die Verhältnisse noch nicht geordnet, Mailand hatte auch die Firma in Dijon in eine üble Lage gebracht. Madame Marlier fühlte ein Wanken unter, ihren Füßen und suchte nach einem festen Halt, und Bürgli fand es ganz selbstverständlich, sie zu stützen, das mußte er schon, um seine Verluste nicht zu vergrößern. Nun war er ja ein wohlhabender Mann, aber bei aller Verehrung für seine schöne Freundin verspürte er durchaus keine Lust, sich für sie aufzuopfern. Von altersher floß auch Kaufmannsblut in seinen Adern, und das regte sich nun rebellischer als das Herzblut. Er begründete eine Art stille Gesellschaft, auf der Grundlage einer Association en participation, das war zu machen, und ließ sich als Mitinhaber der Firma Pouillet-Varet eintragen. Kleine handelsrechtliche Schwierigkeiten wurden rasch überwunden, es ging alles korrekt zu, und da er in der Passabteilung seiner Gesandtschaft keineswegs mit Arbeit überbürdet war, so fand er nebenbei noch Zeit, sich im Nebenberuf um seine Herrenwäsche zu kümmern, und pflegte das Wochenende regelmäßig in Dijon zu verbringen. Das waren stets hohe Feiertage für Madame Marlier, und es muß gesagt sein, daß auch Bürgli dabei für seine geschäftlichen Sorgen ein angenehmes Gegengewicht fand, bei dem ihn und sie nur immer die bange Frage belästigte: Wie wird das enden? — Madame Marlier beabsichtigte, ihre kleine Stadtwohnung aufzugeben, hatte auch schon ein reizendes Chalet draußen am Kanal gefunden, sehr niedlich und mit einem hübschen Garten, wie geschaffen für ein glückliches Wochenende, es ludte Bürgli, das war fraglos, andererseits aber sagte er sich, daß auf diese Weise die Fäden des Verhältnisses sich immer enger spannen, es wurde ein dichtes Spinnennest, aus dem man endgültig gar nicht mehr herauskam, — ja, das mußte doch immerhin überlegt werden.

Natürlich, von diesen in das Hirnbewußtsein tretenden

den Gefühlsschwankungen des Onkels Bürgli konnte Tutta nichts ahnen, als sie ihn so unerwartet auf dem Dampfer des Maggiore sah. Die schöne hochfarbige Dame mit den Südseeaugen hatte sich an seinen Arm gehängt und zeigte nach der Isola Madre — man beachtete das kleine Boot gar nicht, das unter dem anspülenden Wellenschlag des Dampfers ein wenig hin und her schaukelte und dann ruhig weiterglitt. Tutta streckte sich wieder auf den Kissen aus, Augen zur Sonne, lässig hingeworfen, träumerisch unlußt vom leisen Plätschern des Wassers, und im Rhythmus ihres lebendigen Traums wiegten sich Bilder und Gesichter und flossen durcheinander. Ein leichtes freundliches Lächeln galt dem Onkel Bürgli — mein Gott, er war ein freier Mann und hatte keine Rücksichten auf andere zu nehmen! — oder doch? . . . hatte Caplus nicht in seinem Briefe an ihre Mutter geschrieben, er „weiche“ nun Bürgli, der „glücklicher sei als er“? Und da wehte das Traumbild zu Caplus herüber, eine frohe Flamme glühte in ihrem Herzen und erlosch wieder zu Funken der Sehnsucht, zwei Welten zerfielen in ihr: drüben stand die Mutter, hier er. Zwischen den gleitenden Wellen horchte sie auf den Schlag ihres Herzens, getrieben von einer Lebensbegierde, die sie in allen Fiebern spürte — bis ein heller Vogelschrei den Klang der Gefühle zerriß. Weitgebreitete weiße Schwingen strichen über ihren Kopf. „Zurück!“ rief sie dem Fährmann zu.

Es war auch an der Zeit, um Mittag konnte die Mutter da sein. Aber Tutta fand im Hotel nur ein Telegramm von ihr aus Thun vor: „Eintreffen erst morgen. Grittie . . .“ Das ist Herrn Ewerles Geschoß, dachte Tutta. Sie gönnte ihr das Aufplattern der träge gewordenen Seele ohne Bedenken. Am nächsten Tag kam Grittie denn auch in rosigter Laune an. Tutta erwartete sie.

„Der ehrjame Kaufmann scheint Eindruck auf meine liebe Mama gemacht zu haben“, sagte sie lachend.

„Ach Gott, Tutta, am liebsten hätte er mich gar nicht wieder fortgelassen. Er hat mich auch durch sämtliche Werkstätten geschleift. Alles mußte ich mir ansehen. Im Ausland ist man wild hinter den Leichflugzeugen her, und das interessiert ihn besonders. Mir scheint, seine Firma will da mit eingreifen. Er hat tausend neue Pläne, alles bisherige ist für ihn veraltet, er hat mir Konstruktionen für Doppelsitzer gezeigt, von denen er glaubt, aus ihnen würde sich binnen kurzem das Volksflugzeug entwickeln . . .“

Das Hotel lag eine Viertelstunde vom Bahnhof entfernt, man mußte ein Auto besteigen. Währenddessen plauschte Grittie weiter.

„Er möchte sich selbst auch am Europa-Rundflug beteiligen“, erzählte sie, „fürchtet indes, dafür sei sein Gewicht zu schwer. Nun will er hungern, aber das kann er auch wieder nicht, weil er die Feinkost liebt. Er hat mir ein paar Diners vorgezeigt, wie sie im Erlenhof

nicht gebräuchlich sind. Seine Menüs sind Stilkunst. Alles an dem Mann ist Kultur.“

„Du bist ja förmlich begeistert von ihm.“

„Begeistert — nee! Das wäre zuviel gesagt. Aber er ist wirklich ein charmanter Mensch. Und manchmal auch von hinreichender Harmlosigkeit. Er hat mich eingeladen, ihn nach Sanftabar und Abestnien zu begleiten.“

„Hallo, Mama, wäre das nichts für dich?“

„Es wäre schon, es geht bloß nicht. Ich kann doch nicht — Tutta, sei nicht so albern! . . . Schade, daß er nicht ein paar Jahre jünger ist — oder daß du nicht ein paar Jahre älter bist — dann würde ich euch meinen Segen geben.“

„Wenn er ein Schweizer wäre — und wäre nicht an seinen Hamburger Großhandel gebunden — Mama, dann wüßte ich etwas Besseres für Herrn Ewerle.“

Grittie gab ihr einen kleinen Kagenkopf auf die rote Haarkappe. Da hielt auch schon der Wagen, und der Portier sprang hinzu.

Vor der letzten Rate.

Um die Mitte des Monats rüstete sich Tutta zur Aberstiedlung nach Zürich. Ihr Vater drängte, auch hatten die neuen Kurse in der Kunstgewerbeschule bereits begonnen, für die sie angemeldet worden war. Grittie wurde diesmal der Abschied von ihrer Tochter schwerer als sonst. Sie hatte Angst vor dem Alleinsein mit ihrem Vater, und in der Tat begann nun eine unerfreuliche Zeit für sie. In ihrem hastigen Temperament bedrückte sie die Ruhe im Tal, sie fühlte sich hilflos in ihrem alleinigen Ich und in einer Umgebung, in der der Geist der Anmut zu einer Lächerlichkeit zu werden schien. Den Vater sah sie wie gewöhnlich fast nur bei den Mahlzeiten und bei gleichgültiger Unterhaltung, selten blieben sie nach dem Abendessen noch ein Stündchen zusammen. Das geschah zumelst in der Bibliothek, und dann pflegte der alte Herr in seinen Erinnerungen zu kramen, von seinen Reisen zu erzählen, auch aus der Familiengeschichte, und von seiner letzten Ehe, der mit ihrer Mutter.

Das war das einzige, was sie aufhorchen ließ. Mit den Familienüberlieferungen hatte sie den Zusammenhang verloren — mit diesen panzerklirrenden Geschichten aus der Zeit der großen Historie hatte schon Bürgli sie mit seinem „Traditionspips“ genugsam gedrängelt. Diese allzu weite Vergangenheit hatte nur Sprunggelenke zum Kaufen, es war ein vergeubetes Kräftespiel von Faust zu Faust. Aber von ihrer im Wochenbett verstorbenen Mutter hörte sie gern, von dieser kleinen, ungebärdigen Wildkake, der sie in ihrem Wesen ähneln sollte. So sagte der Vater, aber sie glaubte es nicht. Tutta hatte in einem Scherzwort sie einmal mit einem Irwish verglichen, das traf indes auch nicht mehr zu. Ihr Blut hatte das Tanzen verlernt, aus dem Leben in der freien Welt war eine gewaltig-stupide Freiheit geworden.

Sie langweilte sich unsäglich, denn nun Tutta nicht mehr bei ihr war und sie am Kleidsaum mit sich zog, hatte sie auch das flüchtige Interesse am Erlenshof verloren. Für Tutta war dies Schweizer Tal ein verdichtetes Stück ihrer Heimatswelt. Für sie nur ein Aufenthalt, sie war nun einmal eine Entwurzelte, eine Kastenlose, eine Zwischenvölkische, eine Weltbürgerliche — es gab genug Ausdrücke, die auf sie passen konnten und doch nichts als Lautformen waren, denn im Grunde genommen lag ihr Glückseligkeit in einem Erlassen des Lebens nach allen Ausstrahlungen. Es konnte Erkenntnistrieb dabei sein, er lag in dem Wechsel des Neuen und der damit verbundenen Stimmungen, aber da war wieder das Seltsame, daß diese Frau, die in ihrem raschen Ausgleichsvermögen zu schöpferischer Ausbeute kommen konnte, außerstande war, sich allein mit ihrem Ich zu beschäftigen. Immer mußte das Leben um sie die Anregung geben.

Zuweilen hatte sie daran gedacht, der Abwechslung halber wieder auf ein paar Wochen ihre Villa in Interlaken zu beziehen. Aber sie fürchtete den Blick des Vaters, der hypnotisierte sie förmlich. Es war nur der

Blick seiner stahlernen Erlauschen Augen, denn sonst sagte er nie ein hartes Wort zu ihr, im Gegenteil, er bemühte sich sichtbar, wenn auch auf seine immer etwas rauhe Art, freundlich zu sein, wie er ebenso trotz seiner Vorliebe für eine Derbheit des Worts ihr gegenüber doch nie den Kavalier verleugnete. Die Augen aber schlugen einen Bann um sie, sie waren wie ein ewiger stummer Befehl, es ging ein Zwang der Unterwerfung von ihnen aus, das Herrliche der alten Erlaus, die keinen neben sich duldeten außer Gott, dem der Erlaus mit dem Schlachtruf „Für mich und Gott“.

Da kam an einem schönen Spätherbsttage ein Brief von Bürgli aus Paris. Er schrieb:

Sehr liebe und teuerste Freundin!

Du kennst wie ich das Leben und weißt wie ich, daß es in seiner existenten Führung immer ein Stück einer uns von draußen umfangenden Beziehungswelt bleibt. Es gibt im Leben keine eigenen Gesetze, keinen dauernden Standort, keine vollkommene Freiheit, immer sind wir umschlossen von fremden Gewalten und Zufallsmächten, die aus dem Dunkel heraus nach uns greifen. Unser Leben verläuft in Unsicherheit.

An jenem Tage, Grittie, da ich Dich heißen Herzens bat, mir wieder anzugehören, habe ich mich unendlich glücklich gefühlt. Ich allein konnte Dir das bieten, was Dein edler Vater sich für Dich wünschte: die Herkunft nach Rasse und Art und die Liebe zum Urboden. Damals war ich schon so weit, alle Vorbereitungen zu treffen, um im Augenblick Deiner Entscheidung keine anderen Verpflichtungen mehr zu haben als die gegen Dich, denn damals dachte ich nicht daran, daß ein Zeitpunkt eintreten könne, da ohne innere Motivierung alles Höhere in mir zunichte gemacht wird. Das war immer so im Weltgeschehen, daß die Mächte, die die Wirklichkeit beherrschen, ohne Ansehen des Einzelwesens unsere Geschicke formen.

Und so ist es denn auch mir ergangen, und in voller Ehrlichkeit muß ich es aussprechen: eine Wendung in meinem Dasein, die außerhalb aller Berechnungen liegt, nötigt mich zu der Zurücknahme eines Angebots, von dem ich noch heute sicher bin, daß es meinem Leben erst Füllung gegeben hätte. Grittie, der Kampf war schwer, aber ich fand keinen andern gangbaren Weg zwischen den Klippen als den der Ehrlichkeit.

Einen schwachen Trost habe ich — er hat in der Tat etwas Tröstliches für mich im Leid: der Gedanke, Dich wenigstens nicht allein lassen zu müssen. Noch ist Caylus da, mit seinem alten Herzen, seiner Jünglingsfrische, seiner inneren Noblesse — es gibt von nun ab keinen Streitpunkt mehr zwischen ihm und mir, salutierend trete ich vom Kampfplatz zurück.

Ich sage Dir nicht Lebewohl, Grittie — im Geiste gehöre ich Dir noch immer an.

In getreuester Freundschaft

Charles Bürgli.“

(Fortsetzung folgt.)

Robbenschläger.

Von Eugen Mathy.

Im nördlichsten Norwegen, auf fast 70 Grad Nord-Breite, liegt Tromsø. Die Stadt, von der wohl die meisten Expeditionen nach dem Eis des Nordens aufgebrochen sind; zuletzt Amundsen, der im Flugzeug nach Nobile und seinen Leuten suchte und nicht wiederkam.

Auf der Reede dicht vor der Stadt liegt ein Dreimast-Schoner vor seinen rostigen Ankerketten; im Großmast, ein paar Fuß unter dem Flaggenmast steht eine weiße Tonne, wie sie Wal-fischfängern und Robbenjägern als Ausgudstorb dient. Am meisten aber lockt mich die rote Sowjetflagge am Heck, denn Sowjetschiffe bekommt man nicht jeden Tag zu sehen.

In einem winzigen Raum im Hinterschiff sitzen vier Männer um einen Tisch und trinken Kaffee: die Offiziersmesse. Auf dem schmutzigen Wachtisch Blechtassen, grobes Schwarzbrot und Margarine; an der Wand schlechte Bilder von Stalin und Trotski. Der Empfang ist sehr freundlich, aber die Unterhaltung etwas

beschwerlich. Jeder der vier — Steuerleute und Maschinisten — wirft seine Sprachkenntnisse in die Schale. Ein paar Broden Deutsch, Englisch und Norwegisch, dazu alle zehn Finger.

Der Schoner ist früher ein norwegisches Expeditionsschiff gewesen, hieß „Eclipse“ und war 1867 gebaut; also ein alter Herr selbst für einen Robbenjäger. In seinen jungen Jahren sind Ransen und Sverdrup damit im Eis des Nordmeeres gewesen. Meine Sowjet-Kameraden schienen sehr stolz darauf. Ich fand, daß diese ruhmreiche Vergangenheit aber auch wirklich das einzige war, worauf jemand stolz sein konnte, denn heute ist es ein entsetzlich vernachlässigter, schmutzflatternder Kahn. So was an Dred hatte ich noch nicht gesehen. Dafür sind aber in allen Kammern Bilder von Sowjetgrößen und die Steuerleute und Maschinisten tragen eine Kofarbe vor der Mitte. In der roten Flagge Hammer und Sichel.

Das Schiff hatte eine Ladung Robbenfelle aus dem Weißen Meer gebracht und nimmt nun Klippfische nach Archangelsk. Das kann man auch riechen. Aus kleinen Leichten werden die aufgeschnittenen Fische an Deck gehievt, gründlich gewaschen und im Laberraum aufgeschichtet. Eine Symphonie von Schmutz, Salzlake und Fischleibern.

Born im Schiff, in einem primitiven Dedshaus mit Schiebefenstern wohnt die Mannschaft und besteht außer Bootsmann und Zimmermann aus 16 Jungen, die hier unter staatlicher Aufsicht zu Seeleuten erzogen werden sollen. Gesund sahen sie aus, aber Seife scheint die Regierung nicht für erziehungsnotwendig zu halten. Einer von ihnen, Sohn eines Universitätsprofessors aus Leningrad, spricht ein gutes Englisch und da er außer dem eine amerikanische Schürzenhose trägt, ist er als Eindugiger unter den Blinden ihr König.

Es war mir interessant zu hören, daß auf jedem Schiff der Sowjetflotte jedes Mitglied der Besatzung ungefähr ein Fünftel seines Gehalts für Bildungszwecke an den Staat abführen muß. Für Literatur und Musikinstrumente. Mein Freund lacht. „Bücher und Zeitschriften sind uns schon seit einem Jahr versprochen, aber noch immer nicht geliefert. Dafür haben wir aber neulich in Archangelsk zwei Gitarren bekommen. Die gehören uns jetzt, bloß sie sind sehr teuer bezahlt, wenn ich an die monatlichen „Kulturabzüge“ meines Gehaltes denke.“

Noch unter dem so dürrtigen Loch der Jungens liegt im Zwischendeck der große Wohnraum der Robbenjäger. Ziel zu erkennen ist nicht, denn es ist stockfinster. So ungefähr, denke ich mir, müssen früher die Sträflingsbaracken in den sibirischen Bergwerken gewesen sein. Ohne Luft, ohne Licht. Fünfzig Prütschen an der Wand, fünfundsiebzig an jeder Seite; nummeriert. Die erhöhten Kopfenden zur Bordwand hin. Dann bleibt in der Mitte ein schmaler Raum für einen langen Tisch; der Fortmast geht mitten hindurch. An der Rückwand sind die Ständer für die Gewehre. In der fauligen Luft kann einem übel werden. Wie muß es erst sein, wenn das Schiff auf Fangreise ist und fünfzig Menschen hier essen, schlafen und ausdünsten! Jetzt sind die Jäger auf einer Insel an der Murmansk-Küste und warten auf die Rückkehr des Schoners.

Aber eine Überraschung erlebe ich doch noch! Ich hatte vorhin schon zwischen den Masten eine Antenne gesehen und dachte an Radio. Stattdessen zeigt man mir — es war wohl als Höhepunkt der Beschäftigung gedacht — in einer puppenstudenkleinen Kammer eine hochmoderne Radio-Telephon-Anlage. In ihren Jagdmethoden sind diese dreidigen, speidigen Robbenjäger doch auf der Höhe. Ihre Fangbasis ist eine Insel im Weißen Meer, wo auch ein Flugzeug stationiert ist; eine Junlersmaschine übrigens. Vom Flugzeug aus wird das Eis nach Robben abgesucht und das Schiff radiotelephonisch dirigiert, wenn die Jagd sich lohnt. Auf diese Weise wird natürlich viel Zeit und Mühe gespart und die Ausguckstonne im Großmast ist noch ein Überbleibsel vergangener Tage.

Ich mußte gehen. Wir schieden mit Händedruck und gegenseitigen Versicherungen, wobei nur der Tonsfall die wohlgemeinte Absicht erkennen ließ. Verstanden haben wir uns nicht. Auch die rote Flagge am Heck, das Symbol der Anarchie, ist uns Seefahrern fremd.

Jugend.

Von Elise Behmih.

Liselott hatte heute Geburtstag. Ohne Geschwister aufgewachsen, war sie als die einzigste Tochter immer sehr verwöhnt worden. Ihr Geburtstagstisch war von jeher reich mit Gaben bedeckt gewesen, aber der heutige Jahrestag, der neunzehnte, stellte alle vorausgegangen in den Schatten.

Vor einer halben Stunde war der Vater mit einer schnittigen Limousine vorgefahren, die er ihr als Geburtstagspräsident darbrachte. Ihr Jubel war groß und sie umarmte abwechselnd den Vater und die Mutter. Ihr sehnsüchtiger Wunsch war erfüllt. Sie besaß ein Auto als persönliches Eigentum.

Einen Führerschein hatte sie sich schon vor längerer Zeit erworben. Der Autosport war ihr Stedenpferd.

Ihr Blick fiel auf einen Strauß Nelken, der eben abgegeben war. Sicher von Gerd. Sie las die Begleitzeilen. Er schrieb so innig. Gerd Reimer hatte sie beim Besuch der Fahrtschule kennen gelernt. Er war Vertreter eines größeren Wertes, und eines der im Besitz des Wertes befindlichen Autos war ihm für seine Zwecke überlassen worden. Sie hatten sich zueinander hingezogen gefühlt, und es war eine jener Freundschaften entstanden, wie wir sie heute häufig finden. Sie fanden Freude am Beisammensein und Sport und Tanz vereinigte sie oft. Aber ein Band über dies hinaus bestand nicht zwischen ihnen. Hatte Gerd sich bisher zurückgehalten? Gewiß, er kannte keine reizendere Partnerin, mit ihrer schlanken Figur, dem hübschen blonden Haar und dem anziehenden Gesicht war sie ganz der Typ des Mädchens, dem er wohl seine Liebe schenken könnte. Und doch kam es nicht dazu, so gern er auch immer wieder mit ihr zusammen war; es hatte ihn noch nie gedrängt, über die Grenzen des rein freundschaftlichen Verkehrs hinauszugehen. Kam es von dem allzu Sorglosen, Unbekümmerten ihres Wesens, das lustig und munter immer hübsch an der Oberfläche dahinplätscherte? Der große Rahmen, in dem sie lebte, brachte das ja alles schließlich mit sich. Es lag doch für sie kein Grund vor, das Leben ernst zu nehmen, und es war ja eigentlich Unsin, dies bei ihr zu vermissen, sagte er sich. All' das Heitere, Unbekümmerte zog ihn doch auch an. Freudig sagte er zu, als sie ihn telephonisch aufforderte, doch abends zu einer Feier in die Villa ihrer Eltern zu kommen. Es war alles sehr nett gewesen und den Wagen hatte er gebührend bewundert.

Wochen waren verfloßen, und Liselott hatte ihren Wagen ausgiebig benützt. An einem von besonders schönem Wetter begünstigten Tage hatte sie eine Freundin eingeladen, und sie waren weiter hinausgefahren.

Als sie sich auf dem Heimweg befanden und durch ein Dorf kamen, das sich mit seinen neilen Häusern ziemlich weit ausgebreitet hatte, so daß es beinahe den Eindruck einer kleinen Stadt hervorrief, war das Unglück geschehen. Liselott fuhr in mäßigem Tempo. Ruhig und friedlich lag alles da, vom warmen Sonnenschein beschienen. Ein Herr hatte, scheinbar in Gedanken verfunken, den Fahrdamm queren wollen. Als Liselott, hier am wenigsten auf Hindernisse vorbereitete, ihn erblickte, hatte sie sofort gebremst; aber es war nicht mehr zu verhindern gewesen, daß der Herr zu Boden geschleudert wurde und anscheinend schwer verletzt war.

Arzt und Polizei waren schnell zur Stelle, und der Verwundete wurde in die nächste Klinik gebracht. Die Polizei hatte ihre Personalien aufgenommen, und sie konnte jetzt ihren Weg fortsetzen. Sie war so verwirrt von diesem schrecklichen Ereignis, daß sie es als eine Erleichterung begrüßte, als ein aus der angesammelten Menschenmenge auftauchender Chauffeur sich anbot, sie nach Hause zu fahren.

Als sie abends telephonisch die Klinik anrief, mußte sie zu ihrem Entsetzen hören, daß der Verletzte, ein Herr Gramann, bereits vor zwei Stunden verstorben sei, und zwar an inneren Verblutungen. Sie war tief erschüttert und verabschiedete sich zwei Tage vor der Außenwelt und war auch für Gerd nicht zu sprechen.

Gerd hatte Liselott bisher nur in glücklichen Lebensumständen gekannt; jetzt war auch an sie Schweres herangetreten. Als er sie dann am dritten Tage zu sprechen bekam, schien sie ziemlich gefaßt. Er sprach ihr beruhigend zu, wenn auch in seinem Innern der Gedankenausruf über diesen Vorfall sich nicht legen wollte.

„Es ist fürchtbar, zu fürchtbar,“ sagte sie. „Daß das auch gerade mir passieren muß! So eine Blamage!“ Er horchte erstaunt auf, und nach einer Weile meinte sie: „Wie beurteilen sie denn im Verein die Sache? Ich wollte doch das große Herbstrennen mitfahren.“

Es wollte keine Antwort über seine Lippen. Schließlich sagte er, es kam monoton von seinem Munde: „Wenn du der Frau des armen Verstorbenen dein Bedauern aussprechen willst, was freilich ein schwerer Weg für dich ist,“ sie horchte erstaunt auf, er aber sprach ruhig mit einer gewissen Eindringlichkeit weiter, „ich würde dir gern hierbei zur Seite stehen.“

Noch nicht einen Augenblick war ihr der Gedanke daran gekommen, und sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Was hat es für einen Sinn, daß ich zu der Frau gehe. Es ist doch nun einmal geschehen und nichts daran zu ändern.“

„Das wohl,“ sagte er, „aber ist nicht manches im Leben zwecklos, und wir tun es doch, weil wir gar nicht anders können? Man könnte der Frau auch vielleicht irgend einen Liebesdienst in ihrer traurigen Lage erweisen.“

„Ja,“ meinte sie, „da hast du recht. Vielleicht würdest du in meinem Namen zu der Frau gehen?“

„Gewiß, Liselott, selbstverständlich sehr gern. Aber es tut mir leid, daß du nicht selbst das Bedürfnis fühlst,“ kühl, reserviert kam es von seinen Lippen.

Ein paar Tage später war er rausgefahren, um Frau Cramann aufzusuchen. Die Tochter, ungefähr in Liselottes Alter, empfing ihn. Als er den Grund seines Besuches nannte, kostete es sie große Selbstbeherrschung, nicht in Tränen auszubrechen.

„Meine Mutter leidet unsagbar. Vater und Mutter waren so miteinander verwachsen, lebten so glücklich und zufrieden. Sie wird nie darüber wegkommen. Aber dennoch, das können Sie Fräulein Schweigardt mitteilen, meine Mutter hat keine Bitternis gegen sie. Nach allem, was uns mitgeteilt worden ist, trifft sie keine Schuld.“

„Ich danke Ihnen für diese lieben Worte,“ und er streckte ihr die Hand entgegen. Sie blickte ihn ernst an, und gedankenvoll kam es aus ihrem Munde: „Gestatten Sie eine Frage, Herr Reimer; hatte Fräulein Schweigardt nicht den Wunsch, selbst zu uns zu kommen?“

Eine leichte Verlegenheit huschte über sein Gesicht. „Fräulein Schweigardt genügt es, daß ich in ihrem Namen zu Ihnen ging.“

„Wenn das gerichtliche Verfahren sie erst freigesprochen hat, wird sie diesen Vorfall wohl bald vergessen haben,“ sagte Fräulein Cramann. Er gab ihr innerlich recht. Liselott hatte ihn enttäuscht.

Sie hatten noch mehr miteinander gesprochen, und als Gerb gegangen war, wußte er, daß er hier einen Menschen gefunden, daß Fräulein Cramann das besaß, was er bei Liselott vermißt hatte.

Es war einige Monate später, als mehrere Personen das Gerichtsgebäude verließen. Liselott war wie vorausgesehen freigesprochen worden und ging an der Seite ihres Vaters. Als sie hinter ihm das wartende Auto bestieg, sah sie, als sie sich noch einmal umwandte, wie mit den Blicken irgend etwas suchend, Fräulein Cramann das Gebäude verlassen und eng neben ihr voller Anteilnahme Gerb.

Eine Träne rollte leise über Liselottes Wange, als das Auto sich in Bewegung setzte.

Die Hofchronik.

Skizze von Wilhelm Winkel (Hannover).

Der Birkhofsbauer sitzt in der niedrigen Stube auf dem Sofa, da, wo es noch ein wenig fest ist und die Sprungfedern nicht bei jeder Bewegung quietischen. Vor ihm liegt ein altes Buch mit dicken, vergilbten Blättern. Er beugt sich, den Kopf in beide Hände gestützt, die Brille auf der Nase, mit gerunzelter Stirn darüber, blättert mit seinen arbeitshartem, heißen Fingern darin hin und her. Dann seufzt er auf, taucht einen mächtigen Federhalter mit rostiger Feder in ein Ungetüm von Tintensatz und setzt an, um etwas in das Buch zu schreiben. Aber ehe er einen Strich getan hat, legt er den Halter wieder hin und sagt zu seiner Frau, die drüben auf einem Bretstuhl neben dem altmodischen Schrank regungslos sitzt: „Wie soll ich's — nur hinschreiben!“

Ja, wie soll er's nur hineinschreiben in die Familienchronik, daß heute auf seinem Hofe Termin war, wo vierzig Morgen des besten Ackerlandes verkauft wurden? Wie soll er Entfeln und Urenkeln begreiflich machen, daß dies ohne seine Schuld geschah? Daß kein Mensch ahnen konnte, als er die neue Scheune baute, die Viehställe neu einrichtete, Maschinen anschaffte, daß jemals solche Preise kommen würden! Wer hat wissen können, daß ein Hof, der seit Menschengedenken einer der besten in der Umgebung war, nicht einmal die Zinsen aufbringen konnte für das Darlehen, das vor drei Jahren aufgenommen wurde! — Und dann die Seuche — die Viehpreise, die ins Bodenlose fielen. Endlich auch die Krankheit des Sohnes. Es war ein ununterbrochenes Bergab bis heute.

Der Birkhofsbauer sieht abermals nach seiner Frau hinüber und denkt: „Sie sagt nichts.“ Und wieder spricht er nach einer Weile: „Ich weiß nicht, wie ich's schreiben soll.“

Da sagt die Frau: „So schreib nichts hinein!“

Einen Augenblick betrachtet der Mann sie mit großen Augen. Dann schüttelt er den Kopf: „Das wär ja Betrug. Ich würde der erste Unehrlische unter den Birkhofsbauern sein, der etwas verschweigt. Lies, was hier vorn im Buche steht: „Chronika aller Begebenheiten auf dem Meiggerhoff zu Lendern.“ Nichts ist darin verschwiegen. Hier: „Keine Gefälle bezahlt, weisen Kaiserliche alles weggeschleppt und alle Kämpfe desolat gemacht.“ Und da: „Anno 1700 ist eine

jährliche Wasserflut gewesen. Hat Meigger um Remission gebeten.“ Und so geht es weiter. Hier wird berichtet, wie die Franzosen im Siebenjährigen Krieg gehaust haben. Auf diesen Seiten steht alles von dem großen Brand Anno 1790. Hier wird von den Befreiungskriegen erzählt. Hier ist die erste Karte sämtlicher Ländereien, die zum Hof gehören. Hier steht die Geschichte der Lastenablösung. Vor hundert Jahren war das. — Dies hier schrieb mein Großvater, dies mein Vater. Fünf Kinder fand er mit gutem Gelde ab und kaufte doch noch die Glodenwiese. — Und ich soll nun druntersreiben: Verkauft wurde die Weidenkoppel, die große Koppel an der Beeke, die Tannenriede!“

Die Frau hat inzwischen ihren Platz verlassen. Sie sitzt neben ihm auf dem Sofa, schaut auf die Seiten, die er gerade aufschlägt. Bei den letzten Worten faßt sie seine Hand und sagt: „Soll ich schreiben?“

Er wird verlegen. Stotternd fragt er: „Du? — Ja — und wie willst — Du?“

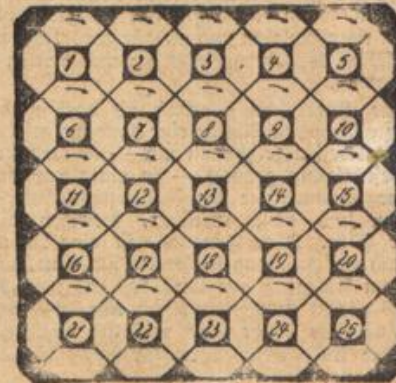
Sie hat ihm die Feder aus der Hand genommen und schreibt: „Der Bauer schämt sich, in dies Buch zu schreiben, daß wir vierzig Morgen verkaufen mußten. So will ich's tun, die Frau! Wir verkauften das Land, um den Hof vor den Gläubigern zu retten. Weil alles nicht stimmte, was wir ausgerechnet hatten, kamen wir in diese Not. Wir hatten gebaut und gekauft, das Geld dazu war geliehen. Hernach gab es Preise, daß uns schon die Zinsen den Hals zudrückten. Nun ist der Hof frei. Gott, der gute und schlechte Zeiten gibt, wird sorgen, daß wir bald eine Koppel zurückkaufen können. Das andere mögen Onkel und Urenkel tun.“

Als die Birkhofsbauerin dieses geschrieben hat, liest sie es ihrem Manne vor. Ihre Stimme klingt dabei fest und sicher. Dann klappt sie das Buch zu, ergreift des Bauern Hand und sagt: „So! Nu wollen wir da nich mehr von sprechen!“

Er sieht sie an und wiederholt: „Nee, nu wollen wir da nich mehr von sprechen!“ Er erhebt sich, greift nach seiner Mütze, bleibt im Hinausgehen noch einmal stehen und fährt fort: „Is man gut, daß es nu drin steht. Es geht doch die Sage, wer von unserm Hof Land verkauft ohne die allergrößte Not, muß nach seinem Tode hier umgehen. Aber es war ja die größte Not!“

Und er geht hinaus, um nach dem Vieh zu sehen. Erst draußen, als er im Dunkel ist, wischt er sich eine Träne aus dem Auge.

Maichenrätsel.



In jedes der weißen Felder ist ein Buchstabe zu setzen. Die Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und sind in Uhrzeigerichtung zu lesen.

Bedeutung der Wörter: 1. Handwerkszeug. 2. Teil des Gesichts. 3. Gleichwort für „anhänglich“. 4. Liebesgott. 5. Großes Gewächs. 6. Fluß zur Donau. 7. Trinkgefäß. 8. Untergattung der Pferde. 9. Stadt in Niederösterreich. 10. Laubbaum. 11. Zeitabschnitt. 12. Insel im Mittelmeer. 13. Türkischer Titel. 14. Junges Haustier. 15. Weiblicher Vorname. 16. Wiederläufer. 17. Kinderspeise. 18. Nebenfluß der Elbe. 19. Fluß in Frankreich, Belgien und Holland. 20. Stadt in Rußland. 21. Römischer Kaiser. 22. Nadelbaum. 23. Mädchennamen. 24. Biblischer Männername. 25. Blätter.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 294: Von links nach rechts: 1. Pol. 5. Wal. 7. Kapital. 9. Cato. 10. Ente. 12. Spediteur. 17. Telegramm. — Von oben nach unten: 2. Ota. 3. Latte. 4. Ei. 5. Wanne. 6. Akt. 8. Po. 11. Ki. 13. Viel. 14. Drei. 15. Torf. 16. Ume.